

Kapitel 9. Rafik Aiba

(S. 141-152)

Am Grabe von Pater Andrija¹ las ich den Psalter.

Es war ein heiterer Tag. Obwohl irgendwo etwas glühte und es verbrannt roch, strahlte der Himmel azurblau über den schwarz rauchenden, verödeten Resten des ehemaligen Dorfes. Die Bomber dröhnten nicht und kein von einer Explosion aufgewirbelter Staubnebel drückte auf die vom Sonnenlicht glühende Gegend. Ich genoss die Augenblicke geschenkter Ruhe, dämpfte die mir in Fleisch und Blut übergegangene Erregung und sah über mir den goldenen Schatten der in Lichterglanz gehüllten Kathedrale.

Es war schwül. Als hätte die von der Hitze matte Gegend aufgehört zu atmen. Die Luft bewegte sich kaum. Kein einziges Blatt zitterte. Bei der Kathedrale herrschte eine seltsame Stille. In dieser Friedlichkeit, am heißesten Julinachmittag des Jahres, spürte ich mit einem Mal eine Rastlosigkeit und Unruhe. Zunächst konnte ich keinen Grund dafür ausmachen: Ich spitzte die Ohren und vernahm ein langsam näher kommendes Geräusch, ein Zeichen für das Zerfließen der Ereignisse, vielleicht auch Schritte oder den schwachen, stockenden Herzschlag der Natur oder gar das Wehen des Windes, das Summen der Insekten im Gras. Als kämen die zunächst harmlosen, nun aber durchdringenden Geräusche von den sehnigen Flügeln der lästigen Heuschrecken, die ich, ganz Ohr, wie ein Donnergrollen empfand. Hatte ich mich vielleicht umsonst geängstigt und war die eigentliche Ursache meiner übersteigerten Wahrnehmung und dieser Überempfindlichkeit der Überlebensinstinkt – die Angst, die so große Augen hatte? Nein, natürlich nicht.

Das Brausen und Tosen, das den gerade eingetretenen Frieden störte, näherte sich nicht aus der Tiefe der Erde oder aus einem Winkel des Hofes, es zog von der anderen Seite der Mauer heran, wurde immer größer und stärker und ergoss sich in russisch-abchasischen Satzketzen, Jubelrufen und Flüchen ...

¹ Pater Andrija (bürgerlicher Name: Paata Kuraschwili, 1966-1993) war geistliches Oberhaupt der Kathedrale in Komani. Er wurde von abchasischen Kämpfern ermordet.

Bevor ich mich besinnen konnte, stürmten in schneller Folge bekannte Bilder auf mich ein. Erbarmungslos, mit unheimlicher Klarheit, entblößte der Verstand die Bilder der jüngsten Vergangenheit: Da, der zum Subdiakon geweihte Jurji Anua² – im Hintergrund ein undurchdringlicher Wald aufgerichteter Gewehre. Die in ihrer eigenen Blutlache kriechende Sonja. Der auf dem Stuhl zusammengesackte, erschossene Alexie. Von Wodka und Blut trunkene Soldaten, die zwischen den ans Ufer gespülten Toten umherzuschlendern schienen. Pater Andrija, Pater Andrija ...

Kurz dachte ich, meine Erinnerung würde mich verraten, Ohren und Augen mich täuschen. Aber nein, sie waren echt, halb Bestien, halb Menschen, mit glühenden offenen Wunden, wie Mohnblumen, mit grausam gespaltenen Gesichtern. Sie hatten Pater Andrija erschossen, jede Spur von Jurji Anua vernichtet, den Körper von Alexie durchlöchert, Sonja einen Arm abgerissen, einen gefangenen Komaner getötet. Ein Rudel hungriger Wölfe, auf der Suche nach immer neuen Opfern, neuer Beute in dem verwüsteten Land.

„Was für eine Begegnung, du Schöne! Mann, etwas Besseres hätten wir uns gar nicht vorstellen können!“, lachten sie höhnisch, grinsten unverschämt, musterten mich von Kopf bis Fuß, verschlangen mich mit den Augen. Nicht nur durch die dreilagige Kleidung, auch durch die Haut drang ihr lüsterner, grober Blick.

Abrupt sprang ich auf, trat einen Schritt zurück und lehnte mich gegen das bronzebeschlagene Bildnis des Erbauers³. Verzweifelt suchte ich nach einer Fluchtmöglichkeit, aber es war aussichtslos. Ich war umringt, belagert.

„Siehst du, da haben wir dich doch noch gekriegt.“

„Du entkommst uns nicht ...“

„Nun musst du die Sünden deines Vaters büßen ...“

Ich spürte, wie mir trotz der Hitze das Blut in den Adern gefror. Meine Knie begannen zu zittern. Mir stockte der Atem. Ich begriff, dass ich bisher noch nie allein einer echten

² Jurji Anua: wichtige Person in dem Roman, Vater der Ich-Erzählerin, dessen Schicksal bis heute ungeklärt ist.

³ Dawit IV. der Erbauer (1073-1125), König von Georgien.

Gefahr ausgesetzt war. Am fünften Juli⁴ und in den Tagen davor hatten Pater Andrija, mein Vater und all die Verehrten, Kriegsgefangenen, einfachen Komaner, die in der Kathedrale Obdach gefunden hatten, beim ersten Aufwallen der ausgebrochenen Rachsucht die Willkür und Grausamkeit am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Allein mein mit dem Blut des Paters verschmiertes Gesicht, meine Kleidung und der Ruf einer allmächtigen Zauberin hatten mich damals vor körperlicher Gewalt bewahrt. Bis jetzt hatten meine Nächsten mich wie Schutzschilder umgeben. Heute aber war ich an der Reihe.

Könnte man vielleicht von den Soldaten verschont werden, genauer gesagt, von diesem Geschlecht verwilderter Wesen, deren Dasein nur noch diese eine, dunkle Seite übrig hatte, deren Lebensunglück, deren Tragödie, sich auf ihren Gesichtern in Form nicht verheilte Wunden offenbarte? Nein, natürlich nicht.

Pater Andrija, hilf mir, flüsterte ich. Ratlos war ich, verdammt. Ich konnte nur noch auf ein Wunder hoffen oder mich meinem Schicksal ergeben.

* * *

Die erste Bombe fiel in der Nähe der Kathedrale. Die zweite zerstörte die Mauer teilweise. Als die bis auf die Höhe eines Hochhauses geschleuderte Erdmasse donnernd herunterfiel, erblickte ich, wieder zu mir gekommen, in dem Staubgestöber sich bewegende, in verschiedene Richtungen eilende Silhouetten. Die Soldaten retteten sich, sie flohen. Niemand war mehr zu sehen. Ich löste mich von der Mauer, rannte in die Kathedrale, sah mich um, aber – lag es nun an der Aufregung oder dem abrupten Wechsel von grellem Licht zum Dunkel – es war, als hätten meine Augen ihre Sehkraft verloren. Es gelang mir nicht mehr, meine Umgebung wahrzunehmen. Die Heiligenbilder verschwammen in dem gräulichen Licht. Das Einzige, was sich nicht verändert hatte, sogar noch heller erstrahlte und aus der Finsternis der verwischten Konturen, der verblassten Farben und erloschenen Heiligenscheine in wundersamer Geschwindigkeit herauswuchs und mich magisch anzog, war das Gesicht des Reiters mit der Lanze über dem Kopf des feuerspuckenden Drachens.

⁴ An diesem Tag 1993 wurde das Dorf Komani von abchasischen Kriegern besetzt.

„Heiliger Georg!“, flehte ich verzweifelt, rannte zu der Ikone, fiel auf die Knie und legte tränenüberströmt und zitternd meine ganze Angst und Verzweiflung in dieses Flehen: „Befreier der Gefangenen, hilf mir, ich bitte dich! Giorgi, Giorgi! Giorgiiii!“

Und plötzlich geschah etwas, das ich mir nicht erklären konnte. In der Kathedrale ertönte eine weiche, samtige Baritonstimme, erfüllte den ganzen Raum und entfaltete sich wie ein Echo: „Beruhige dich doch, Mädchen ... Du bist so blass! Vor wem hast du Angst? ... Ich schwöre dir bei meinem Gewissen, dir wird kein Haar gekrümmt ... Das verspreche ich dir, ich, Rafik Aiba ...“

Ich zuckte zusammen. Wurde völlig von dem Gefühl übermannt, dass ich all meine Emotionen vor einem Fremden, der mich aus einem geheimen Versteck beobachtet hatte, zur Schau gestellt hatte. Er starrte mich an, doch ich sah ihn nicht. Ich bekam ihn nicht zu sehen, konnte ihm aber selbst keine noch so kleine Bewegung verheimlichen.

Das dauerte etwa eine Minute. Und in dieser Minute schien es, als hätte ich meinen Körper verlassen und sähe deutlich die gestürzte, blasse junge Frau, die erschüttert und vertrauensvoll, verzweifelt und ergeben um sich blickte. Bald tasteten die sich unter dem schwarzen Kopftuch abzeichnenden mattblauen Augen das dunkle Labyrinth der Kathedrale nach einem Weg ab, bald verharrten sie an den Wänden, bald sausten sie den Altar entlang.

„Wer bist du?“, flüsterte ich, ohne auf eine Antwort zu hoffen. Dachte, ich sei gewiss gefangen in mysteriösen Visionen, am Rande des Wahnsinns angelangt.

„Rafik Aiba.“

„Wer?“

Der Mann wiederholte seine Worte nicht. Er verließ das Seitenschiff der Kathedrale, näherte sich mir von links und blieb in einer Entfernung von ein paar Schritten stehen.

Mir war, als würde ich Zeuge eines Wunders: Auf den speerhaltenden Adligen aus Kapadokien, der über dem Untier mit geöffnetem Schlund stand, fiel ein himmlischer Strahl und das Heiligenbild wurde lebendig. Es brauchte eine Weile, bis ich zu mir kam und begriff, dass dies kein Heiliger, sondern ein gewöhnlicher, schwerbewaffneter, abchasischer Krieger war, der eine Kerze anzünden wollte – Rafik Aiba. Da stand er, geformt von den scharfen

Linien aus Bronze geschnittener oder aus Stahl gegossener Gesichtszüge mit von einem plötzlichen Lächeln erleuchteten Blick. Krauses Haar. Dichter, schwarzer Schnurrbart. Strenge Profil. Um den Mund ein leicht arroganter Zug. Selbstbeherrschung und Wärme, Hartnäckigkeit und Güte in einem.

„Wie heißt du?“, fragte er mich zärtlich, beruhigend. Ich spürte, wie er jedes einzelne Wort abwog, als müsse er mich wie ein rohes Ei behandeln, als könnten Misstrauen, Kälte und Abneigung nur mit größter Vorsicht überwunden werden. Warum war er so freundlich? Aus Mitleid? Mit einer Unbekannten? Einer feindlichen Geisel, von der immer wieder gesagt wurde, sie habe, während sie am Grabe des Priesters den Psalter las, dem Gegner in Suchumi geheime Informationen über den Aufenthaltsort der abchasischen Truppen übermittelt, dank derer zielgenau abgeworfene Geschosse die Positionen von Komani völlig vernichteten? Wie hätten seine Mitkämpfer darauf reagiert, dass er eine Spionin in Schutz nahm? Ich verstand nichts.

„Wie heißt du denn, Mädchen?“ Er beugte sich zu mir herunter, hob mein Kinn an, sah mir in die Augen und sagte ganz ruhig, Wort für Wort: „Dein Name, sag mir deinen Namen.“

„Ma...“, fing ich an und verstummte, dann verschluckte ich mich und sagte schnell: „Maria ... Sie können mich Schwester Maria nennen.“

„Schwester Maria?“, wiederholte er, „bist du Novizin?“

„Bin ich“, sagte ich in Gedanken.

Er sah mich empört an: „Wirklich?“ Seine Stimme wurde leiser, sein Blick weicher, oder ...

Ich verstummte. Versteinerte förmlich. Was sollte er auch sagen? Keine Ahnung, keine Ahnung. Oder war das nur eine rhetorische Frage, einfach eine Wortverbindung, eine aus Höflichkeit unterbrochene Phrase. Phrase? Ein Hellseher war er! „Wirklich?“, fing er an und endete stumm: „Oder wolltest du dich als Gottesdienerin verstellen, um Gewalt und Erniedrigung zu entkommen, hast du dich hinter dem Namen einer Geistlichen, das heißt hinter der Sünde der Lüge versteckt?“

Sünde der Lüge ...

Weißt du noch? – Ich klammerte mich an eine Erinnerung: Es war der fünfte Juli. Auf dem Boden saß Pater Andrija und umfasste seine an die Brust gezogenen Knie, stützte das Kinn darauf und sagte: „Wollen wir der Ewigkeit lauschen. Lasst uns auf die Stimme des Herrn hören.“

„Pater“, das Sprechen fiel mir schwer, nur mit großer Mühe brachte ich die peinliche Frage heraus: „Ich weiß, es ist nicht richtig, aber ... ich dachte, falls mir Erniedrigung und Beleidigung drohen, wäre es nicht erlaubt zu sagen, ich sei eine Nonne oder eine Novizin, eine angehende Nonne?“

Er wich meinem Blick aus. Ich wagte nicht, das Gespräch fortzusetzen. Die Frage war erschöpft, die Sache verhandelt. Schluss, aus. Verweigerte er mir die Antwort? Das hieß, er erbarmte sich meiner, überließ mir die Entscheidung, er schwieg, verschloss die Augen vor der Lüge, gab mir die Möglichkeit, sein Schweigen als Zustimmung zu deuten.

Sünde der Lüge?

Wie die des Selbstmordes?

Eine endlose Reihe von Beispielen.

Die Nonnen aus Suchumi wurden vom Erzbischof der Erzdiözese besonders gesegnet. Sollte ihnen Vergewaltigung drohen, dürften sie vom Glockenturm springen. Nonnen als Selbstmörderinnen. Suizid der Bräute Christi im Gotteshaus. Die Zustimmung der Geistlichen, das Leben selbst zu beenden, dem irdischen Dasein Grenzen zu setzen, gegen den Willen Gottes, nur auf eigenen Wunsch. Ein unvorstellbarer Kompromiss, nicht wahr? Vertauschen der Begriffe. Ein erzwungener Bruch mit jahrhundertealten Vorstellungen. Die Schwere nicht gebüßter Sünden. Die Würde, deren Verteidigung wichtiger wurde als der Wunsch zu leben. Der Schritt, zu dem uns konkrete Geschichten führen. Die Gefahr, die nicht zwischen zivilen und geistlichen Personen unterscheidet.

Ja, so ist es ... Als ich die Geschichte der Psalter-Leserin Gulnara gehört hatte, begriff ich, dass ich auf die Kleidung des Paters Andrija, auf die Haube als schwarzen Rahmen um mein Gesicht, auf den Namen „Schwester Maria“ nicht zu viel Hoffnung setzen konnte. Die

Welle des Krieges konnte jeden Augenblick gewalttätiges Gesindel anspülen, und weder geheiligte Namen noch Kleidung würden das in ihren Seelen eingestete Untier abschrecken.

Die Psalter-Leserin Gulnara. Was war mit ihr geschehen? Sie waren in ihr Haus eingedrungen, hatten ihr die Ikone der Mutter Gottes aus der Hand gerissen, das Kleid zerfetzt, sie vergewaltigt und erschossen, sie wurde verbrannt und – auf ein Rad gebunden – ins Meer geworfen, zusammen mit ihrer ebenso vergewaltigten, erschossenen, verbrannten Schwiegermutter.

Ich dachte, die Nonnenkleidung würde mich schützen. Eine vergebliche Hoffnung. Damals, am Grab von Pater Andrija, wurde ich beim Psalter Lesen von einer Horde verwilderter Wesen umringt. Die Explosion hatte mich gerettet. Der Heilige Georg. Rafik Aiba.

Rafik Aiba.

„Also Schwester Maria, ja?“, gab er schließlich nach, „dann sei es so. Wie du willst.“ Er schaute sich um. „Dann machen wir es jetzt so: Ich zünde die Kerzen an, dann gehe ich zum Stab und hole dir Lebensmittel. Bist du allein hier? Mit deiner Mutter? Wo ist sie? Du weißt es nicht? Gut. Abgemacht. Ich gehe jetzt und bin gleich zurück. Hab keine Angst. Alles wird gut.“

* * *

Der zweiunddreißigjährige Rafik Aiba, genannt Duschman⁵, Moslem aus Gudauta⁶, hatte seinen zeitweiligen Wohnort in Russland, die Stadt Rostow, verlassen, um am georgisch-abchasischen bewaffneten Konflikt teilzunehmen. Zu Hause angekommen erzählte ihm seine Mutter von seinem jüngeren Bruder: Der Krieg hatte ihn in Suchumi erwischt. Er wollte die Stadt jedoch nicht verlassen. Die Mchedrioni⁷ fanden ihn, nahmen ihn gefangen. Er konnte fliehen. Wurde beschossen. Wurde verletzt. Kriechend erreichte er ein Haus. Klopfte bei den Nachbarn. Bei Georgiern. Bevor ihm jemand öffnete, fiel er in Ohnmacht. Er wurde aufgenommen.

⁵ Besonders brutaler Feind

⁶ Kleine Stadt am Schwarzen Meer in Abchasien

⁷ *Sakartwelos Mchedrioni* (dt. *Georgische Reiter*) waren eine paramilitärische Einheit in Georgien. Sie wurde 1989 gegründet und 1995 verboten.

Es wurde dunkel. Von draußen war Stimmengewirr zu hören. Um den spurlos verschwundenen Abchasen zu fangen, liefen gehetzte Mchedrioni hin und her, durchsuchten das Gebüsch, schauten in die Keller. Gleich würden sie jeden Winkel des Hauses nach dem entlaufenen Gefangenen absuchen, die Stufen mit dem Getrappel ihrer Stiefel und dem Klirren ihrer Waffen betäuben, den Gesuchten finden, ihn töten und die barmherzigen Gastgeber gleich mit.

Die Nachbarn gerieten in eine verzweifelte Lage. Sie bissen sich auf die Lippen, kauten an den Fingernägeln und sahen sich verwirrt an. Es gab keine Zeit zu verlieren. Sie mussten sofort eine Entscheidung treffen. Entweder müsste der verwundete Abchase geopfert werden oder sie alle würden mit ihm sterben, oder aber ... Was? Gab es vielleicht doch noch einen Ausweg? Es gab einen! Ihr Verstand klarte auf. Ihre Augen glänzten. Sie packten den Aufgenommenen, klammerten sich an seine Schultern und Beine, legten ihn auf die Couch, ließen ihn die Hände kreuzen, bedeckten ihn mit einem weißen Tuch, um ihn herum stellten sie Stühle. Die Frauen setzten sich auf die Stühle, die Männer stellten sich an die offene Tür, ließen die Köpfe hängen und verschränkten die Hände auf dem Rücken.

Was dann geschah, ist nicht schwer vorzustellen. Die in die Wohnung stürmenden Soldaten, die direkt in eine Totenfeier gerieten, mitten unter die Verwandten des Verstorbenen, waren so schockiert, als hätte sie jemand mit kaltem Wasser übergossen.

„Was ist passiert?“, fragten sie.

„Die Abchasen haben unseren Jungen getötet. Den beweinen wir.“

Die eilig erfundene Lüge, das Dramatische des inszenierten Rituals, die Tränen der „Verwandten“ und ihr Wehklagen, Ehrfurcht und Achtung für den „Verstorbenen“ zeigten Wirkung. Zwar hatten die Mchedrioni ihre Vernichtungslust verloren, ihr Zorn war verflogen, dennoch glomm tief in ihren Herzen ein klitzekleiner Funke des Verdachts. Sie wagten weder zu gehen noch zu bleiben. Sie waren nicht dreist genug, die Zimmer zu durchsuchen und nicht edelmütig genug, Mitleid zu haben oder gar Mitgefühl zu äußern. So traten sie an der Schwelle von einem Bein aufs andere. Mit finsterem Blick.

Inzwischen waren die Gastgeber voller Angst: Was würde passieren, wenn der in Ohnmacht gefallene Kerl zu sich kommen sollte? Sie wären zum Tode verurteilt. Schutz des

Feindes, sie alle, Groß und Klein, würden der Vernichtung nicht entgehen können. Wild gewordene Soldaten können alles dem Erdboden gleichmachen. Was sollten sie bloß tun? Trotzdem versuchten sie, sich ihre Aufregung nicht anmerken zu lassen. Mit dem Mut der Verzweiflung redeten sie den Verfolgern ins Gewissen, beschworen sie mit der tollkühnen Tapferkeit von Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben: „Vertraut ihr uns etwa nicht? Glaubt ihr etwa, wir lügen und verheimlichen euch was? Na dann kommt doch her, meine Herrschaften, keine Scheu! Ihr könnt ruhig das Totentuch wegziehen und euch den Toten mit eigenen Augen ansehen. Ihr könnt alles überprüfen, euch selber überzeugen ...“

Die Kämpfer zögerten. Jemand machte wirklich einen Schritt nach vorn, zu dem auf der von den Stühlen umringten Couch liegenden „Verstorbenen“, aber die anderen hielten ihn zurück: „Jetzt wart mal, Kumpel. Sollen wir den Toten durchsuchen, oder was? Siehst du nicht, was hier los ist? Los, wir hauen hier ab. Gehen wir, na kommt schon.“

Sie gingen.

Das war im August geschehen. Mitte September halfen die Gastgeber dem endgültig wiederhergestellten und geheilten Aufgenommenen, der einen ganzen Monat lang bei ihnen gelebt hatte, aus dem Land zu fliehen.

„Ich fühle mich den Georgiern gegenüber schuldig“, erklärte Rafik Aiba, „sie haben meinem Bruder das Leben geschenkt. Und eine Schuld muss zurückgezahlt werden. Ich weiß, es ist Krieg und ich habe keine andere Wahl als zu kämpfen. Aber wenn es die Gelegenheit gibt, vergesse ich die Feindseligkeit gegenüber den Georgiern, jedoch nie die Rettung meines Bruders. Ich werde jedem helfen, den zu retten mir der Herrgott die Möglichkeit gibt. Und wenn ein erwählter Duschman, ein echter Abchasier, mit Leib und Seele sein Ehrenwort gibt, glaub mir, dann würde er eher sterben als dass er sein Wort nicht hält, einen Schwur bricht er nie.“

Aus dem Georgischen von Nana Tchigladze und Lydia Nagel